

Feuilleton

Sehnsucht, Freundschaft, Gentrifizierung

„Kompass ohne Norden“, das neue Album von Prinz Pi

VON MARKUS SCHNEIDER

Was einem zuerst auffällt, wenn man Prinz Pis neues Album „Kompass ohne Norden“ hört: Mein lieber Mann, ist der gut! Dichte, präzise getextete, sozialrealistische Raps mit weitem Horizont, selbstbewusst und entschlossen in die Welt gerufen, dazu eine massig aufgepumpte Musik mit eher variablen HipHop-Beats unterlegt – seit den frühen Conscious-Alben von Massive Töne, Freundeskreis oder den Absoluten Beginnern klang deutschsprachiger HipHop selten so zeitnah und sophisticated.



DPA/KEINE LIEBE RECORDS

Ungewöhnlich klug: Prinz Pi.

Hat sich die erste Überraschung gelegt, bemerkt man etwas zerknirscht, dass der Mann – bürgerlich Friedrich Kautz – schon 33 ist und seit 1999 zwölf Alben veröffentlicht hat. Zwischenzeitlich war er sogar, wenn auch nur kurz, zurückgetreten, nebenbei hat er ein Grafikstudium an der UdK absolviert und eine Familie gegründet. Dass man ihn im popbürgerlichen Umfeld eher nicht wahrgenommen hat – obwohl er in der Szene seit je gefeiert wird und seine Karriere auf Marcus Staigers verdienstvollem Royal-Bunker-Label begann –, liegt wiederum an der Nordung des bürgerlichen Kritikerkompasses. Wegen seines früheren Künstlernamens Prinz Porno und Gemeinschaftsarbeiten mit Leuten wie dem gerichtsnotorischen Porno-Rapper Frauenarzt sortierte man ihn meist vornehmlich ins Deppenfach. Auch seine Vorliebe für Frank Zander, den er mehrmals in seine Tracks einlud, empfahl ihn nicht unbedingt zu tiefer Exegese.

Dabei zeigte er sich schon 2006 auf „Donnerwetter“ als ausgesprochen handwerkssicherer Rapper und guter Beobachter, der die Genreoffenheit junger Nachwuchskünstler wie Cro und Casper schon andeutete. Prinz Pi verlässt wie diese die stets leicht paranoide innere Sicherheit der HipHop-Welt, um in den Pop aufzubrechen. Man kann das durchaus als Verbürgerlichung beschreiben. „Kompass ohne Norden“, erklärt Pi, sei ein „Coming-of-Age“-Album, worunter er eine Strecke von der Klassenfahrtszeit über das Abitur bis zum Unidiplom versteht.

Anders als im US-HipHop gelang es ja den deutschen Gangstas fast nie, ihre Welt darzustellen, ohne nach Art Bushidos nur hilflos drittklassige Actionfilme nachzuerzählen oder stumpf affirmative Machtfantasien zu stammeln. Wie bei Cro und Casper findet man bei Pi dagegen prachthafte Sprach- und Bildfähigkeit, zweifelnde Gedanken und Gefühle, die sich szenisch mit einem aktuellen Alltag aus jugendlicher Sehnsucht und sozialen Perspektiven, mit Freundschaft und Liebe, mit Gentrifizierung und medial vermittelten Zwängen auseinandersetzen.

So abenteuerlich modernistisch wie Casper oder indieaffin leicht-händig wie Cro klingen Prinz Pis melodische Klavierpassagen und gern schwelend wichtige Arrangements zwar nicht. Aber es entsteht, was den besten HipHop schon immer auszeichnete: eine stimmige, lässig und eloquent erzählte Welt.

Prinz Pi: Kompass ohne Norden (Keine Liebe Records/Groove Attack); Konzerte: Sonnabend, 13. 4., Postbahnhof (ausverkauft!), Freitag, 1. 11., Columbiahalle

Alter, werd' mal ein bisschen groovy

Westbam im Gespräch über den neuen Papst, dessen Rave-Tauglichkeit und sein Album „Götterstraße“

Westbam ist einer der Gründerväter deutscher Ravekultur, ein Mann der großen Geste. Als Maximilian Lenz 1965 in Münster geboren, ist er der dienstälteste deutsche Techno-DJ von Rang: Seit 30 Jahren steht er am Pult, ab 1984 mit Wohnort West-Berlin, wo er mit seiner Firma Low Spirit die Love Parade prägte und den Großrave „Mayday“ erfand. Lenz lernte in Schwulenclubs, wollte aber in die Hitparaden, was ihm wiederholt gelang. Seine Musik ist längst ruhiger geworden; auch sein neues Album „Götterstraße“, das in diesem Monat erscheint, bietet wohliger warme Stücke in mittlerem Tempo. Spektakulär indes ist die Liste der Gastsänger und Rapper: Iggy Pop, Kanye West, Lil Wayne, Bernard Sumner von New Order oder Inga Humpe. Wir trafen Westbam in seinem Büro in Moabit zum Gespräch.

Herr Lenz, als Westbam sind Sie der Papst unter den Technokünstlern: am längsten dabei, am weitesten die Arme ausgebreitet, und das neue Album heißt auch noch „Götterstraße“.

Ja, und wenn einer Papst wird, bin ich immer hin und weg. Ich war gegen Ratzinger damals, aber als er Papst wurde, war ich trotzdem hin und weg. Und bei Franziskus bin ich auch wieder dafür. Allerdings schockiert mich, wie sehr Franziskus dem Ratzinger gleich wieder die Show gestohlen hat mit seiner Bescheidenheit. Bereits seinem ersten Auftritt fehlten die ausgebreiteten Arme, die große Ravegeste war nicht zu sehen, wie wir sie von den Technoparaden her kennen. Kein Schal, kein Brokat, nichts. Franziskus ist Minimalist.

Bei Papst Benedikt dachte man: Die Ravegeste ist hüftsteif, er mag das gar nicht ...

Nein, das war nicht sein Ding. Er war auch genervt von diesen Benedetto-Gesängen. Die Leute, gerade in Berlin, haben ihn immer aufgezo-gen: Komm', Alter, werde mal ein bisschen groovy. Aber er ist halt der Theologieprofessor. Zumindest muss man ihm jetzt nicht mehr drei Mal mit dem Hammer auf den Kopf schlagen, wie man das bei toten Päpsten macht! Entschuldigen Sie bitte, ich bin Mystiker im Grunde meiner Seele, solche Dinge interessieren mich.

Viele Ihrer Berliner Kollegen mochten Ihre Massenumarmungen nicht so, Sie dagegen wollten auch Popmusik machen ...

Oder: zeitgenössische Kirchenmusik. Das meine ich, wenn ich von Erlösung spreche. Der Trommelwirbel, das Geschrei, die Erlösung. Wer je, und sei es als stumpfer Tourist wie ich, in einen afroamerikanischen Gottesdienst geraten ist, weiß, was gemeint ist. Es ist wirklich wie beim Rave! Vieles von dem, was Kirche und Religion geliefert haben, kommt in einer transformierten Weise von der DJ-Kanzel herunter. Ich meine: „Let there be House“, eine Gründungsplatte!

Blieben wir kurz auf Erden, bei Ihrem Album „Götterstraße“: Die Musik hat wenig giftige Höhen, alles klingt weich und mittig ...

Die Höhen muss ich nicht extra mit draufpacken, die höre ich schon von selber, gerade jetzt rauscht es ordentlich. Solche Ohrenleiden teile ich mit den Kollegen von den philharmonischen Orchestern: Wo gehobelt wird, fallen Späne. Das ist



ANDREAS BLECKMANN

Sieht aus wie in einer Nahtoderfahrung: Westbam, seit 30 Jahren im Geschäft.

aber eher in den hohen Mitten. Das Gehirn stellt dann diese Frequenzen von alleine her und sendet ein Rauschen aus. Nervt! Früher ging das weg, jetzt bleibt es.

Ihr neues Album arbeitet mit Stars, die sich auch mit anderen Folgen des Nachtlebens beschäftigen. Seltsam, wenn Iggy Pop über „One Million Germans on dope“ singt, eine Million druffer Deutscher, die einen neuen Herren suchen, „something new to obey“. Hat Herr Pop das selbst geschrieben?

Ja, das ist sein Text. Iggy lebte ja eine Zeit lang in Berlin und hat sicher gehört, aha, Westbam, das ist so ein Techno-DJ. Es kann sich ja nur um die Love Parade handeln, „one Million Germans on dope“, klar.

Herr Pop kommt aus Detroit, der Wiege der Technomusik!

Ach, der lebt schon zu lange in Miami, um Detroit Techno aus der Nähe mitbekommen zu haben. Deshalb ja auch seine Sichtweise: Ja,

die Deutschen haben mit Techno etwas Neues gefunden, um sich zu unterwerfen. Ich teile das nicht, ich suche nur den Außenblick. Ich orchestriere den Chor. Ich ging nicht zu Iggy Pop mit der Idee „schreib mal was über die Loveparade“.

Dennoch ist ein Kaleidoskop der Nacht entstanden. Ganz ohne Vorgaben?

Das ist das beinahe Magische ... Wir haben ja schon vor drei Jahren mit dem Album begonnen. Iggy's Beitrag und die Gesangsspuren von Bernard Sumner von der Band New Order waren die beiden ersten Stücke. Zu dem Zeitpunkt war das Thema noch gar nicht klar. Vielleicht schließt sich ein Kreis, denn Iggy Pop weiß gar nicht, dass ich ihm ein Stück weit meinen ersten Hit verdanke: „Monkey Say, Monkey Do“ arbeitete 1988 mit einem Stimmsample, das von Iggy war. Ich werde ihm das jetzt auch nicht mehr verraten! Dasselbe gilt übrigens für Richard Butler von den Psychedelic Furs, den hatte ich 1991 gesampelt.

Und jetzt singt er die Single „You need the drugs ...“

Ich sage nur: eine Million Deutscher auf Drogen!

Herrje, da bin ich auch ein bisschen selbst schuld. Die Leute lesen „Westbam: You need the Drugs“, was automatisch heißt, Westbam sagt, dass jetzt alle sofort Drogen nehmen müssen! Dann kommt die Plattenfirma und sagt: Nein, nein, das ist eine Anti-Drogenhymne. Die Szene, die der Song beschreibt: im endabgetörnten Zustand morgens irgendwo stranden, zum Dealer fahren, während die Alte gerade abnervt. Pro oder kontra Drogen? Bit-teschön, entscheiden Sie selbst!

Wie sind Sie mit den Stars für ihr Album umgegangen? Kamen die zu Ihnen zu Besuch?

Ich kann jetzt nicht erzählen, Kanye West und Lil Wayne sind bei mir zum Kaffeetrinken vorbeigekommen. Das sind zwei Weltkünstler auf der Höhe ihrer Wirkungsmacht, da kann man froh sein, wenn man überhaupt irgendwas kriegt von denen! Was die beiden dann geschickt haben, hatte nichts mit meiner Musik zu tun. Dennoch fand ich genial, was gerade Lil Wayne vermutlich zwischen Tür und Angel hingehustet hat. Am Ende bin ich mit diesen Tracks fast am glücklichsten, weil ich mit ihren Vocals umgehen musste. Das ist mein Geschäft als DJ seit mittlerweile 30 Jahren: zerschneiden und neu wieder zusammenkleben.

Sie waren 19 Jahre alt, als 1984 Ihr Text „Was ist Record Art“ erschien, damals eine Pioniertat, die dem DJ Autor-Status zubilligte. Heute ist der DJ eher Dienstleister – wo bleibt der Autor-DJ?

Damals gab es das alles noch nicht: Neue Musik anhand von vorhandenen Platten, das war neu. Heute würde ich sagen: Ein DJ ist Autor, so lange er sich als Autor versteht. Wenn ich sage, schicken Sie mir Ihre Lieblingsliste, und ich bringe die Sachen dann zu Ihrer Hochzeit mit, ist das vielleicht keine künstlerische Leistung – außer ich erkläre es eben zur Kunstaktion!

Die USA haben mehr als 20 Jahre gebraucht, um die DJ-Musik auch im eigenen Land bei der Masse durchzusetzen. Jetzt ist es soweit: Einzelne DJs sind Superstars. Ziel erreicht?

Ich kann mich nicht so richtig damit anfreunden, weil ... Gut, es gibt schon Dinge wie Skrillex, die ich toll finde, das ist eine neue Formensprache ... (das Telefon von Westbam klingelt, er drückt den Anruf weg und sagt ironisch gespreizt: Der Klingelton, das war Liszt!) Ich sehe das amerikanische Technodding nicht als Renaissance, obwohl alles in Chicago, dann in Detroit losging. In Europa wurde es zur Weltkultur. Aber das, was jetzt ins Homeland zurückschwappt, ist die weißeste Musik, die man sich vorstellen kann. Dabei war dieser Sound eine Mischung aus schwarzer und weißer Musik. Die Technowelle, welche die USA erfasst, ist für weiße Amerikaner gedacht, die sich endlich von der Übermacht schwarzer Funkmusik befreit fühlen können. Ohne mich: Ich liebe schwarze Musik, und ich möchte an der Befreiung von weißen Rassisten nicht teilhaben.

Das Gespräch führte Tobi Müller.

Westbam: Götterstraße (Universal)

Fünfjahrpläne für Kunden aus Amerika

Der Galerist Javier Peres ist neu in der Karl-Marx-Allee

VON IRMGARD BERNER

Die Karl-Marx-Allee ist eine gute Adresse. Davon ist Javier Peres überzeugt. „Wenn ich etwas sehe, was mir gefällt, gehe ich hin und mache es“, sagt der quirlige Galerist, der sich als Gypsy bezeichnet, weil er im Unterwegssein zu Hause ist. Bis vor Kurzem hatte er seine Galerie „Peres Projects“ in der Großen Hamburger Straße. Als sich unvermutet die hallengroßen Ladenräume in der Karl-Marx-Allee 82 anboten, hat er zugeschlagen und im März mit einer Ausstellung des jungen Malers und Konzeptkünstlers David Ostrowski eröffnet. Die Schaufenster zeigen über eine lange Front hinaus zum Boulevard mit seinen breiten Bürgersteigen. Ostrowskis weiße und schwarze Groß- und Kleinformaten fügen sich schön in die Raumproportionen. Auch nachts, denn die Lichter von „Peres Projects“ brennen rund um die Uhr.

Javier Peres hat sich 2005 in Berlin mit seinem Projektraum angesiedelt. Mit der Stadt fühlt sich der 41-jährige gebürtige Kubaner mit Basis in Los Angeles leidenschaftlich verbunden. Der Umzug sei eine logische Entwicklung seiner Arbeit als Galerist. „Die Große Hamburger mochte ich sehr, weil sie im Herzen des jüdischen Viertels liegt und das Gebäude aus den 1740er-Jahren diese altertümlichen Proportionen hat. Die Ausstellungen dort waren gut für die Künstler, mit denen ich damals arbeitete.“ Aber nun zeige er Künstler wie Ostrowski, bald wird er mit Alex Israel arbeiten. „Diese Jungs arbeiten in ganz anderen Maßstäben. Die brauchen Raum!“

Von Anfang an bestimmten die Künstler sein Programm. Eigentlich wollte er nie mehr als drei Ausstellungen mit jedem machen. Bis er feststellte, dass er sie zu Shooting-Stars der Szene machte, wie schon 2003 Terence Koh, den „Asian Punkboy“, bei seiner allerersten Ausstellung in Los Angeles. Seitdem arbeitet er weiter mit ihnen und nennt deshalb seinen Raum nicht Galerie sondern „Projects“.

Die Geschäfte führt Peres von L. A. aus, da seine Sammlerkundschaft vorrangig US-Amerikaner sind. Er mag zwar Berlin, fürchtet aber, weil er die Sprache nicht spreche, nicht richtig verhandeln zu können. Ein weiterer Grund, warum für den wendigen Galeristen, der als Jurist ausgebildet wurde, der für Kunstmagazine schrieb und vor Projektideen nur so sprudelt, der Standort Karl-Marx-Allee ein Volltreffer ist: „Meine Kunden können den Namen aussprechen.“



PRIVAT

Javier Peres zeigt in großen Räumen große Bilder.

Auf zehn Jahre hat er sich dem Vermieter verpflichtet. Er nennt sich „stalinistisch“, weil er Fünfjahrespläne mache: „Mit dem Alter werden tendiere ich dazu, längerfristig zu planen, nicht mehr nur in Zweijahresschritten.“ Das Programm aber plant Peres nur ein Jahr im Voraus. „Wir versuchen, es fließend zu halten“. Inhaltlich liegen seine Schwerpunkte zwischen Malerei, Konzeptkunst und Skulptur. Es war die richtige Zeit umzuziehen. Mit dem Raum will Javier Peres zudem seine Ernsthaftigkeit und Bedeutung innerhalb der Berliner Kunstszene reflektieren, die er für eine der wichtigsten in der aktuellen „Kunstwelt“ hält. In seinen neuen Räumen sieht ein kleines Gemälde jedenfalls unglaublich aus, und zehn riesige Bilder ebenso. Jeden Tag, 24 Stunden.

Peres Projects, Karl-Marx-Allee 82, (Friedrichshain), Di–Sa 11–18 Uhr.

Systemrelevanz

Den Tanz trifft es meist zuerst: Nach der Spartenschließung will Köln nun auch den Gastspieletat kürzen

VON SYLVIA STAUDE

Auch Berlin kann eine lange Geschichte erzählen zum Thema Tanzförderung, gerade erst hat sie sich aufgespalten in die zwei Aspekte: ungeschickte Behandlung einer Choreografin von Weltrang, Sasha Waltz, und äußerst lässige Bestellung eines neuen Intendanten für das Staatsballett – Nacho Duato will in Berlin ein Riesenensemble leiten und im Sankt Petersburger Mikhailovsky-Theater Hauschoreograf bleiben. Oh.

Und nun Köln. Eine „Veranstaltung mit dem Ziel eines uneingeschränkten Beibehalts des Gastspielbudgets“, initiiert vom Kölner Kulturrat, wird kaum verhindern,

dass die Stadt Köln die eine Million Euro streicht, die seit Abschaffung der Tanzsparte an den Städtischen Bühnen für Gastspiele bereitgestellt wurde. Einen Betrag zu solchem Zweck gab es nach Abschaffung des Balletts – von Weltrang! – einst auch in Frankfurt/Main: Zuerst hat man die Gastspiele viel zu spät und lustlos beworben, dann das Geld versickern lassen im großen Opern- und Schauspieltopf.

Warum aber ist es so gut wie immer der Tanz, dem die ersten und radikalsten Kürzungen zugemutet werden, sobald es einer Kommune finanziell nicht gut geht? Eine Antwort lässt sich ausgerechnet in der Banken- und Euro-Krise finden und in einem Wort, das mit ihr allgegen-

wärtig wurde: systemrelevant. Das sind nach Meinung der allermeisten Kommunalpolitiker Oper und Schauspiel, große Museen, eine prächtige Konzerthalle (siehe Hamburg) – aber Tanz wird immer noch nur als nettes Zusatzangebot wahrgenommen, als Salatbeilage zum Opernsteak, als Sahneleckes auf dem Schauspielkuchen.

Flexible Menschen

Wenn sie ihre Sonntagsreden halten, rühmen Politiker gern die Flexibilität, Innovationskraft und Internationalität von Tanzensembles. Das künstlerische Nomadentum, gleichzeitig die Fähigkeit, aus fast nichts (an Mitteln) doch einiges (an Kunst) zu machen, ist in der Tat eine

Spezialität von Menschen, die den Tanz zu ihrem Beruf gemacht haben. Zu einem erschreckend schlecht bezahlten, auch daran kann man nicht oft genug erinnern.

Paradoxerweise trägt das vergleichsweise sehr kleine Geld für den Tanz dazu bei, dass man ihn, wie die Mini-Bank, nicht für systemrelevant hält. Diese wunderbare Kunst hat keine mächtige Lobby. Tänzer sind oft stille, bescheidene Menschen. So ist es auch leider eher eine leere Drohung, wenn Rolf Bolwin, Direktor des Deutschen Bühnenvereins, der Stadt Köln einen kulturellen Imageschaden androht. Als wichtig wird immer noch der wahrgenommen, der teuer ist.